

Kostenlose XXL-Leseprobe aus:

Cecelia Ahern
Das Jahr, in dem ich dich traf

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

CECELIA AHERN

*Das Jahr,
in dem ich
dich traf*

ROMAN

Aus dem Englischen von
Christine Strüh

⊠ | KRÜGER

Ich war fünf Jahre alt, als ich erfuhr, dass ich irgendwann einmal sterben würde.

Dass ich nicht ewig leben würde, war mir bis dahin nie in den Sinn gekommen, warum auch? Niemand hatte je ein Wort darüber verloren, nicht einmal flüchtig. Dabei wusste ich schon einiges über den Tod. Goldfische starben, das hatte ich hautnah miterlebt. Sie starben, wenn man sie nicht fütterte, aber manchmal auch, wenn man sie zu viel fütterte. Hunde starben, wenn sie vor fahrende Autos liefen, Mäuse starben, wenn wir sie mit Schokokeksen in die Mausefalle lockten, die wir in der kleinen Toilette aufgestellt hatten. Kaninchen starben, wenn sie aus dem Stall ausrissen und von den bösen Füchsen erwischt wurden. Doch die Erkenntnis, dass all diese Wesen unter bestimmten Bedingungen sterben konnten, versetzte mich keineswegs in Panik, denn selbst mit meinen fünf Jahren wusste ich, dass pelzige Tiere dumme Dinge taten – Dinge, die mir niemals einfallen würden.

So war es ein ziemlicher Schock für mich, als ich erfuhr, dass der Tod auch mich irgendwann einmal erwischen würde.

Meiner Quelle zufolge würde ich, wenn ich Glück hatte, auf die gleiche Weise sterben wie mein Großvater. Nämlich alt. Nach Pfeifenrauch und Fürzen riechend, mit Taschentuchklümpchen vom Naseputzen auf der Oberlippe. Mit Dreck unter den Fingernägeln von der Gartenarbeit. Mit Augen, die sich in den Winkeln gelblich verfärbten und mich an die Murmeln

aus der Sammlung meines Onkels erinnerten, auf denen meine Schwester so gern herumlutschte, bis sie mal eine verschluckte, so dass mein Vater herbeistürzte und ihr so lange auf den Bauch drückte, bis das Ding wieder herausgehopt kam. Alt. Mit bis an seine wabblige Titten-Brust hochgezogenen braunen Hosen, die sich über dem weichen Wanst spannten, so dass darunter seine von der Hosennaht zur Seite gedrückten Eier zu sehen waren. Alt. Nein, ich wollte absolut nicht so sterben wie mein Großvater, aber meiner Quelle zufolge war es das Beste, worauf ich hoffen konnte.

Es war am Tag der Beerdigung meines Großvaters, als ich von meinem Cousin Kevin über meinen bevorstehenden Tod aufgeklärt wurde. An diesem heißesten Tag des Jahres saßen wir im Gras ganz hinten im langgezogenen Garten meines Großvaters – so weit wie möglich von unseren trauernden Eltern entfernt, die in ihren schwarzen Klamotten aussahen wie Mistkäfer – und tranken rote Limonade aus Plastikbechern. Die Wiese war übersät mit Löwenzahn und Gänseblümchen und viel höher als sonst, denn aufgrund seiner Krankheit hatte Großvater es in seinen letzten Wochen nicht mehr geschafft, den Garten richtig zu pflegen. Ich erinnere mich, dass ich traurig war und Großvater gern davor bewahrt hätte, dass sein wunderschöner Garten ausgerechnet an diesem Tag, an dem er sich nicht in dem von ihm stets angestrebten perfekten Zustand befand, so vielen Nachbarn und Freunden präsentiert wurde. Dass er heute nicht dabei sein konnte, hätte ihn sicher nicht gestört – Reden war nicht seine Lieblingsbeschäftigung –, aber er hätte sich garantiert bemüht, den Garten für die Gäste angemessen zurechtzumachen. Dann wäre er verschwunden und hätte sich von weitem die lobenden Bemerkungen angehört, vielleicht am offenen Fenster oben im Haus. Er hätte so getan, als wäre ihm die allgemeine Bewunderung egal, aber das wäre sie ihm keineswegs gewesen, und er hätte mit seinen grasfleckigen Knien und seinen schwarzgeränderten Fingernägeln dort gestanden, ein zufriedenes Lächeln

im Gesicht. Eine ältere Dame, die sich ihren Rosenkranz ganz fest um die Fingerknöchel geschnürt hatte, behauptete, sie fühle seine Präsenz im Garten, aber ich merkte nichts davon. Ich war ganz sicher, dass mein Großvater nicht anwesend war. Der Zustand des Gartens hätte ihn geärgert, er wäre ihm unerträglich gewesen.

Immer wieder füllte Großmutter eine Gesprächspause mit Bemerkungen wie: »Aber seine Sonnenblumen gedeihen ganz prächtig, Gott hab ihn selig«, oder: »Jetzt hat er die Petunien gar nicht mehr blühen sehen«, worauf der Klugschwätzer Kevin murmelte: »Ja, jetzt ist er selber der Dünger.«

Alle lachten leise. Über Kevins Kommentare wurde immer gelacht, denn Kevin war cool. Er war der Älteste, fünf Jahre älter als ich, und als reifer Zehnjähriger sagte er gemeine und grausame Dinge, die sich kein anderer von uns Kindern getraut hätte. Selbst wenn wir etwas gar nicht lustig fanden, lachten wir, denn wir wussten, dass wir sonst umgehend zur Zielscheibe seiner Gemeinheiten wurden. An jenem Tag traf es mich. Ich fand es einfach nicht witzig, dass mein toter Großvater unter der Erde lag und den Petunien beim Wachsen half. Ich fand es auch nicht schrecklich. Nein, für mich war es eher eine schöne, irgendwie bereichernde Vorstellung – und vor allem schien es mir richtig. Genau das hätte mein Großvater gewollt, jetzt, wo er nicht mehr mit seinen dicken Wurstfingern zum Blühen und Gedeihen seines wundervollen Gartens beitragen konnte, der das Zentrum seines Universums gewesen war.

Dass ich den Namen Jasmine bekam, ist ebenfalls der Liebe meines Großvaters zum Gärtnern zu verdanken. Als er meine Mutter nach meiner Geburt im Krankenhaus besuchte, brachte er ihr einen großen Strauß von dem Jasmin mit, der an dem selbstgezimmerten, rotgestrichenen Holzspalier an der schattigen hinteren Hauswand emporkletterte. Er hatte ihn in Zeitungspapier eingepackt, braune Schnur darum, und die Tinte des halbfertigen Kreuzworträtsels in der *Irish Times* war zerlaufen, weil die

Stiele vom Regen noch ganz nass gewesen waren. Es war kein Sommerjasmin, wie man ihn von teuren Duftkerzen und schicken Raumsprays kennt. Ich war ein Winterkind, und in Großvaters Garten gab es eine Menge Winterjasmin, der die graue Jahreszeit mit seinen kleinen gelben Sternblüten ein bisschen aufhellte. Ich glaube nicht, dass mein Großvater über die Bedeutung seines Geschenks nachgedacht hatte, und ich weiß auch nicht, ob er sich sonderlich geehrt fühlte, als meine Mutter mich nach den Blumen nannte, die er ihr mitgebracht hatte. Eigentlich denke ich eher, dass er den Namen seltsam fand – er war doch für die Pflanzen in seinem Garten gedacht und nicht für ein Kind. Namen, die nicht aus der Bibel stammten, waren ungewohnt für ihn – er selbst hieß Adalbert, nach dem Heiligen, der in Irland missioniert hatte, und mit Zweitnamen Mary.

Im Winter davor hatte er meiner Mutter violette Heidekraut – *heather* – in die Klinik gebracht, und prompt hatte sie meiner Schwester den Namen Heather gegeben. Ein schlichtes Geschenk zur Geburt meiner Schwester, aber manchmal frage ich mich, ob er mit dem Jasminstrauch nicht doch irgendwelche Absichten verfolgte. Als ich nämlich nachforschte, entdeckte ich, dass der Winterjasmin ein naher Verwandter des Heidekrauts ist und ebenfalls ein Farbtupfer im winterlichen Garten. Ich weiß nicht, ob es vielleicht an meinem Großvater und an seiner Persönlichkeit lag, aber ich habe schon immer gehofft, dass stille Menschen einen Zauber besitzen, der weniger zurückhaltenden Menschen fehlt, dass sie mehr wissen als andere und nur deshalb so schweigsam sind, weil in ihrem Kopf wichtigere Dinge vor sich gehen. Vielleicht täuscht das, was nach außen wie Schlichtheit wirkt, über ein gut verstecktes Mosaik phantasievoller Gedanken hinweg – wie zum Beispiel, dass Großvater Adalbert sich für mich den Namen Jasmine gewünscht hat.

Damals im Garten interpretierte Kevin die Tatsache, dass ich über seinen Todeswitz nicht lachte, fälschlicherweise als Missbilligung, und es gab nichts, was er mehr hasste und fürchtete. Des-

halb richtete er seinen wilden Blick auf mich und verkündete:
»Du wirst auch mal sterben, Jasmine.«

So saß ich als Jüngste im Kreis von sechs weiteren Kindern und versuchte, die Tatsache meines zukünftigen Todes zu verdauen, während meine Schwester sich neben uns damit vergnügte, sich so lange im Kreis zu drehen, bis ihr schwindlig wurde und sie ins Gras plumpste. Ich hatte eine Gänseblümchenkette um den Knöchel und einen Kloß im Hals, der sich so groß anfühlte, als hätte ich eine der riesigen, um das blumengeschmückte Büfett herumsummenden Hummeln verschluckt. Sicher, auch die anderen Kinder waren über Kevins Bemerkung schockiert, aber statt mich zu unterstützen und diese ominöse Mitteilung zu bestreiten, fixierten sie mich mit ernsten Blicken und nickten traurig. *Ja, das stimmt*, sagten diese Blicke, *Ja, auch du wirst sterben, Jasmine*.

Da ich lange schwieg, ging Kevin gnadenlos weiter in die Einzelheiten: Nicht nur würde ich sterben, davor würde ich auch noch von etwas heimgesucht werden, das sich Periode nannte und mir für den Rest meines Lebens jeden Monat unerträgliche Qualen bereiten würde. Dann erfuhr ich in allen Einzelheiten, wie Babys gemacht wurden, und die Beschreibung war so abstoßend, dass ich meinen Eltern eine Woche lang kaum in die Augen sehen konnte. Wie um noch weiter Salz in meine Wunden zu streuen, gipfelte das Ganze in der Information, dass es keinen Weihnachtsmann gab.

Man versucht ja, solche Dinge zu vergessen, aber so etwas konnte ich nicht vergessen.

Warum ich diese Episode aus meinem Leben erwähne? Nun, weil *ich* damals entstanden bin – ich, wie ich mich heute kenne und wie alle anderen mich kennen. Mein Leben hat begonnen, als ich fünf Jahre alt war. Die Erkenntnis, dass ich sterben würde, hat etwas in mir verändert, was mich bis zum heutigen Tag prägt: Mir ist klargeworden, dass die Zeit an sich zwar unendlich, *meine* Zeit jedoch begrenzt ist und irgendwann zu Ende gehen

wird. Ich habe begriffen, dass das, was ich eine Stunde nenne, nie das Gleiche ist wie für einen anderen Menschen. Wir können sie nicht auf die gleiche Weise verbringen, wir können sie nicht auf die gleiche Weise betrachten. Natürlich kann jeder mit seiner Zeit machen, was er für richtig hält, aber ich lasse mich da nicht mit hineinziehen; ich will meine Zeit nicht verschwenden. Wenn du etwas tun willst, musst du es jetzt tun. Wenn du etwas sagen willst, musst du es jetzt sagen. Und noch wichtiger: Du musst es selbst tun. Es ist *dein* Leben, du bist derjenige, der stirbt, du bist derjenige, der dieses Leben irgendwann verliert. So gewöhnte ich mir an, immer in Bewegung zu bleiben, Dinge ins Rollen zu bringen. Ich arbeitete in einem Rhythmus, der mich selbst oft so atemlos machte, dass ich kaum einen Augenblick fand, mich zu besinnen, zu mir zurückzufinden. Ich jagte mich, ich hetzte mich und schaffte es nur selten, mich einzuholen. Denn ich war schnell.

Als wir den sonnenverbrannten Trauergästen an jenem Abend zurück nach Hause folgten, nahm ich von unserem Treffen im Gras viel mehr mit als nur die Gänseblümchen, die von meinen Hand- und Fußgelenken baumelten und in meine Haare geflochten waren. Mein Herz war voller Angst, aber es dauerte nicht lange, bis ich sie auf die einzige für eine Fünfjährige mögliche Art verarbeitet hatte. Wenn ich an den Tod dachte, dachte ich immer an meinen Großvater Adalbert Mary, der unter der Erde lag und selbst dort noch seinen Garten zum Wachsen brachte, obwohl er nicht mehr da war, und das gab mir Hoffnung.

Man erntet das, was man gesät hat. Und ich machte mich fleißig ans Säen.

Ich bin gekündigt worden, *gefeuert* – und das genau sechs Wochen vor Weihnachten, meiner Meinung nach ein extrem unwürdiger Zeitpunkt für einen Rausschmiss. Um die Peinlichkeit zu vermeiden, mich persönlich feuern zu müssen, und außerdem einer Szene oder womöglich sogar einem Rechtsstreit aus dem Weg zu gehen, hatte man eigens eine Frau von einer dieser auf saubere Entlassungen spezialisierten Agenturen angeheuert. Sie lud mich zum Lunch in ein ruhiges Lokal ein, ließ mich einen Caesar Salad bestellen, nahm selbst aber nur schwarzen Kaffee und beobachtete dann, während sie mich über meine neue Arbeitssituation informierte, in aller Ruhe, wie mir die Croutons im Hals stecken blieben. Vermutlich wusste Larry ganz genau, dass ich die Kündigung weder von ihm noch von sonst jemandem aus der Firma widerspruchslos hingenommen hätte – dass ich alle Register gezogen hätte, um es ihm auszureden, ihm mit einem Prozess gedroht oder ihn geohrfeigt. Also hatte er wohl versucht, mich eines ehrenvollen Todes sterben zu lassen – nur dass ich mich alles andere als geehrt fühlte. Eine Entlassung ist eine öffentliche Angelegenheit, ich würde den Leuten *mitteilen* müssen, dass ich rausgeschmissen worden war – abgesehen natürlich von denen, die es bereits wussten. Ich schämte mich. Ich schäme mich noch immer.

Ich habe meine berufliche Laufbahn als Buchhalterin begonnen. Ab dem reifen jugendlichen Alter von vierundzwanzig hatte ich eine Stelle bei *Trent & Bogle*, einer großen Firma, in

der ich es ein Jahr aushielt, dann aber von heute auf morgen zu *Start It Up* wechselte, wo ich Leute, die vorhatten, ein eigenes Unternehmen zu gründen, finanziell beriet und anleitete. Meiner Erfahrung nach legen sich die meisten Menschen zu einem Ereignis zwei Geschichten zurecht: die öffentliche und die wahre. Ich beispielsweise erzähle, dass ich nach achtzehn Monaten kündigte, um mich selbständig zu machen, weil die Menschen, die in mein Büro kamen, mich so inspiriert hatten, dass mich der Wunsch überwältigte, meine eigenen Ideen zu verwirklichen. In Wirklichkeit aber irritierte es mich, dass manche meiner Kunden ihr Projekt einfach nicht richtig umsetzten. Also gründete ich, hochmotiviert und leistungsorientiert, wie ich nun mal bin, lieber selbst eine Firma, und das so erfolgreich, dass sie mir schon nach kurzer Zeit jemand abkaufen wollte. So verkaufte ich sie. Dann baute ich eine neue Firma auf, verkaufte auch diese, und gleich kam mir die nächste Idee. Aber das dritte Mal hatte ich nicht einmal Zeit, meine Idee ordentlich zu entwickeln, weil ein anderes Unternehmen sie entweder so toll fand oder aus Konkurrenzgründen so hasste, dass sie sie vom Fleck weg kaufen wollte. Das wiederum führte zu meiner Arbeitsbeziehung mit Larry, dem jüngsten Start-up-Unternehmen und dem einzigen Job, aus dem ich je gefeuert worden bin.

Das Geschäftskonzept dieses Start-ups war ursprünglich Larrys Idee, und wir entwickelten sie gemeinsam weiter. Ich war Mitgründerin der Firma und hegte und pflegte dieses Baby, als hätte ich es selbst zur Welt gebracht. Ich half ihm, sich zu entwickeln. Ich sah zu, wie es gedieh, wie es unsere kühnsten Träume übertraf, und bereitete mich schließlich auf den Moment vor, in dem wir es verkaufen würden. Aber es kam ganz anders. Ich wurde gefeuert.

Unsere Firma trug den Namen *Idea Factory*; wir halfen Unternehmen mit ihren eigenen ambitionierten Ideen. Dabei nahmen wir ihre Ideen als Grundlage und verbesserten sie, oder wir entwickelten unsere eigenen Konzepte und brachten sie entspre-

chend zur Anwendung. So kreierte ich zum Beispiel für einen Coffee-Shop die *Daily Fix*, eine Zeitung mit lokalen Berichten, eine Publikation, die ansässige Unternehmen, Schriftsteller und Maler unterstützte, oder arbeitete mit einem Sexshop an dem Projekt, im Laden Eis zu verkaufen – übrigens meine Idee und ein Riesenerfolg. Nicht einmal die Wirtschaftskrise machte uns zu schaffen, im Gegenteil – wir blühten auf, denn Phantasie war genau das, was ein Unternehmen brauchte, um in diesem Klima nicht unterzugehen. Und das war es, was wir verkauften – unsere Phantasie. Ich liebte meine Arbeit.

Wenn ich es jetzt in meiner ja reichlich vorhandenen Freizeit analysiere, dann sehe ich, dass meine Beziehung zu Larry schon seit einiger Zeit nicht mehr richtig funktionierte. Ich steuerte, vielleicht etwas betriebsblind, auf das Ziel »Firma verkaufen« zu, wie ich es schon dreimal durchexerziert hatte – während Larry sie selbst weiterführen wollte. Rückblickend sehe ich, dass das ein großes Problem war. Ich glaube, ich habe meinen Plan zu stark forciert, indem ich ständig Ausschau nach potentiellen Käufern hielt, obwohl ich tief in meinem Innern wusste, dass Larry daran überhaupt nicht interessiert war – und das setzte ihn unter Druck. Für ihn bedeutete »weitermachen«, die Firma zu entwickeln, für mich, sie abzustoßen und etwas Neues anzufangen. Ich traf Entscheidungen mit dem Ziel, mich von dem Projekt zu verabschieden, er dagegen hatte nichts anderes im Sinn, als es festzuhalten. Wenn man sich anschaut, wie Larry mit seiner halbwüchsigen Tochter und seiner Frau umgeht, dann weiß man, dass er diese Philosophie so ziemlich auf jeden Aspekt seines Lebens anwendet. Festhalten um jeden Preis! Das gehört *mir!* Bloß nicht die Kontrolle abgeben. Aber sei's drum.

Ich bin dreiunddreißig und habe vier Jahre in unserer Ideenfabrik gearbeitet. Ich war nie krank, es gab nie Klagen, keine Vorwürfe, keine Abmahnung, ich hatte keine unpassende Liaison – jedenfalls keine, die negative Auswirkungen auf die Firma gehabt hätte. Ich habe in meinem Job alles gegeben, mir selbst

zuliebe, weil ich es so wollte, aber ich habe schon damit gerechnet, dass die Maschinerie, für die ich arbeitete, mir etwas zurückgibt und das, was ich für sie getan habe, honoriert. Meine frühere Überzeugung, dass Gefeuertwerden nichts Persönliches ist, beruhte darauf, dass ich selbst noch nie gefeuert worden war, sondern andere Leute hatte feuern müssen. Inzwischen weiß ich, dass es etwas sehr Persönliches ist, denn mein Job war mein Leben.

Meine Freunde und Kollegen waren allesamt sehr hilfsbereit, aber auf eine Art und Weise, dass ich, sollte ich je Krebs kriegen, die Information lieber strikt für mich behalten werde. Alle vermitteln mir das Gefühl, dass ich ein hilfloses Opfer bin. Sie sehen mich an, als würde ich vermutlich demnächst in ein Flugzeug nach Australien steigen und mich zu all den überqualifizierten Leuten gesellen, die dort auf Wassermelonfarmen arbeiten.

Kaum zwei Monate sind vergangen, und schon melden sich bei mir Zweifel, ob ich überhaupt noch ein vollwertiger Mensch bin. Ich habe keine Aufgabe, ich habe der Welt nichts zu bieten. Ich fühle mich nutzlos. Sicher, ich weiß, es ist nur ein vorübergehender Zustand und ich werde meine Rolle irgendwann wieder erfüllen können, aber im Moment fühle ich mich einfach so. Fast zwei Monate geht das nun schon so, und mir ist langweilig. Ich bin eine Macherin, und ich mache so gut wie gar nichts.

Schon im Lauf des ersten Monats war fast alles erledigt, was ich mir an stressigen Tagen erträumt habe. Kurz vor Weihnachten habe ich einen Strandurlaub gemacht, und jetzt bin ich braungebrannt und friere. Ich habe mich mit meinen Freundinnen getroffen – fast durch die Bank junge Mütter, entweder neuerdings in Elternzeit oder bereits in der Verlängerung oder in der Phase, in der sie vielleicht nie wieder ins Berufsleben zurückkehren wollen, und wir haben zusammen Kaffee getrunken zu einer Tageszeit, zu der ich in der Öffentlichkeit früher nie Kaffee getrunken habe. Es fühlte sich an wie Schulschwänzen, und die ersten paar Male war es wundervoll, aber dann wurde es weniger

wundervoll, denn ich fing an, mich auf die Leute zu konzentrieren, die den Kaffee servierten oder die Tische abwischten oder die Paninis stapelten, und alle hatten sie etwas zu tun, alle haben gearbeitet. Ich habe mich mit sämtlichen süßen Babys meiner Freundinnen angefreundet, obwohl sie meistens nur auf ihren Matten herumliegen, die quietschen und rascheln, wenn man aus Versehen darauftritt, und nichts tun, außer vielleicht mal ihre fetten Beinchen in die Höhe zu strecken, nach ihren Zehen zu grapschen, zur Seite zu rollen und sich dann abzurackern, um wieder in die Ausgangslage zurückzukommen. Das ist sehr lustig anzusehen – die ersten zehn Mal.

Innerhalb von sieben Wochen hat man mich zweimal gefragt, ob ich Patin werden möchte, fast so, als wollten sie dem Gehirn der Freundin, die sonst nichts zu tun hat, ein bisschen was zu tun geben. Beide Anfragen waren nett gemeint, ich war gerührt, aber wenn ich gearbeitet hätte, wäre niemand auf die Idee gekommen, mich zu fragen, denn ich hätte meine Freundinnen ja auch nicht so oft besucht und ihre Babys nicht so gut kennengelernt, und so hat letztlich wieder einmal alles damit zu tun, dass ich keine Arbeit habe.

Jetzt bin ich die Frau, die von ihren Freundinnen angerufen wird, wenn sie mal dringend unter die Dusche müssen, weil sie verschwitzt sind und mit dem Latein am Ende, weil ihre Haare wie ein Ölfilm am Kopf kleben und sie nach Schweiß und Babykotze stinken. Dann hauchen sie mit einer Stimme, die mir eine dicke Gänsehaut verursacht, ins Telefon, dass sie nicht mehr weiterwissen und Angst davor haben, was sie anrichten könnten, wenn nicht bald Hilfe herbeieilt, so dass ich sofort losrenne und das Baby im Arm halte, während sie sich wohlige zehn Minuten unter die Dusche stellen. Inzwischen weiß ich, dass eine zehnmünütige Dusche für junge Eltern ein ebenso hochwillkommenes Geschenk ist wie die Möglichkeit, in aller Ruhe zur Toilette zu gehen, und dass beides wesentlich mehr wieder ins Lot bringt als nur die Körperhygiene.

Jetzt kann ich ganz spontan meiner Schwester einen Besuch abstatten, was bisher nie möglich war. Aber sie gerät jedes Mal völlig aus der Fassung, und wenn ich bei ihr bin, fragt sie mich ständig, wie spät es ist – als hätte ich ihre innere Uhr durcheinandergebracht. Ich habe Weihnachtsgeschenke gekauft und hatte noch reichlich Zeit übrig. Ich habe echte Weihnachtskarten aus Papier gekauft und rechtzeitig abgeschickt, zweihundert Stück. Ich gehe sogar für meinen Vater einkaufen. Ich bin ultraeffizient, so war ich schon immer.

Natürlich bin ich gern auch mal faul – ich liebe einen zweiwöchigen Urlaub, ich liebe es, am Strand zu liegen und nichts zu tun –, aber nur, wenn ich es selbst bestimme, nur unter meinen eigenen Bedingungen und wenn ich weiß, dass danach etwas auf mich wartet. Wenn der Urlaub vorbei ist, möchte ich ein Ziel vor Augen haben. Etwas Sinnvolles. Ich brauche eine Herausforderung. Eine Aufgabe. Ich möchte meinen Beitrag leisten. Ich muss etwas tun.

Ich habe meinen Job geliebt, aber weil ich nicht arbeiten kann, versuche ich mich auf das zu konzentrieren, was ich nicht vermissem – um mich ein bisschen besser zu fühlen.

Ich habe hauptsächlich mit Männern zusammengearbeitet. Die meisten waren Dödel, einige waren amüsant, ein paar sogar richtig sympathisch. Ich habe nie Zeit mit ihnen außerhalb der Arbeit verbracht, was bedeuten könnte, dass mein nächster Satz keinen Sinn ergibt, aber das stimmt nicht. In meinem Team haben zehn Männer gearbeitet, und mit dreien von ihnen war ich im Bett. Bei zweien von ihnen habe ich es bereut, und der eine, bei dem ich es nicht bereue, bereut seinerseits, dass er mit mir geschlafen hat. Das ist schade.

Ich werde die Leute nicht vermissen, mit denen ich zusammengearbeitet habe. Menschen sind sowieso der größte Störfaktor in meinem Leben. Es beunruhigt mich, dass so viele kein bisschen Menschenverstand haben, dass ihre Meinungen so voreingenommen und so wenig durchdacht sind, so zutiefst frus-

trierend, irregeleitet, fehlinformiert und gefährlich, dass ich es kaum aushalte, ihnen zuzuhören. Ich bin nicht übermäßig empfindlich. Ich mag politisch unkorrekte Witze unter kontrollierten Bedingungen, in einer Umgebung, wo sie angemessen sind und jeder weiß, dass sie auf Kosten der Ignoranten gehen, die es mit der Korrektheit übertreiben. Wenn jemand einen politisch unkorrekten Scherz macht, weil er ernsthaft an dessen Inhalt glaubt, ist das nicht witzig, sondern widerlich. Ich mag keine Debatten darüber, was angeblich richtig oder falsch ist, mir ist es lieber, wenn Menschen das einfach wissen. Und zwar von Geburt an. Ein Prick-Allergietest und eine Grips-Injektion.

Die Arbeitslosigkeit hat mich dazu gebracht, mich dem zu stellen, was ich an der Welt und an mir selbst am wenigsten mag. In meinem Job konnte ich mich verstecken und ablenken. Ohne Job muss ich den Dingen ins Gesicht schauen, über sie nachdenken, sie in Frage stellen und eine Möglichkeit finden, auch mit dem zurechtzukommen, was ich seit langem vermeide. Das schließt auch das Viertel mit ein, in das ich vor vier Jahren gezogen bin und mit dessen Bewohnern ich nie etwas zu tun hatte – bis jetzt.

Es ist Silvester. Zum ersten Mal in meinem Leben bin ich allein. Dafür gibt es mehrere Gründe. Erstens ist das Wetter so scheußlich, dass ich mich nicht dazu aufraffen konnte, nach draußen zu gehen, vor allem, nachdem ich fast von der Tür enthaupet worden wäre, als ich dem tapferen Mann, der den Kampf mit den Elementen aufgenommen hatte, um mir mein Essen zu bringen, mein Thai-Takeaway abnehmen wollte. Die Krabbenchips hatten sich praktisch aufgelöst, er hatte die Sauce für die gefüllten Teigtaschen verschüttet, so dass unten in der Tüte alles schwamm, aber ich brachte es nicht übers Herz, mich zu beschweren. Sein sehnsüchtiger Blick in die Geborgenheit meines gemütlich warmen Hauses machte es mir unmöglich, auch nur ein Wort über den Zustand seiner Lieferung zu verlieren.

Draußen heult der Wind mit solcher Kraft, dass ich mich fra-

ge, ob er vorhat, mein Dach abzudecken. Das Gartentor meines Nachbarn klappert unablässig, und ich frage mich, ob ich hingehen und es richtig schließen sollte, aber das würde bedeuten, dass ich vom Wind genauso durch die Gegend geschubst würde wie die Mülltonnen, die neben dem Haus gegeneinander rumsen. Heute ist der stürmischste Tag, den Irland seit Menschengedenken erlebt hat. Ganz Großbritannien ist betroffen, und auch die USA bleiben nicht verschont. In Kansas herrschen minus vierzig Grad, die Niagara-Fälle sind gefroren, New York wird von eisiger Luft, einem sogenannten Polarwirbel, attackiert, in Kerry landen Wohnmobile auf den Klippen, zuvor absolut trittsichere Schafe verlieren das Gleichgewicht und landen neben angespülten Robben am Strand.

Es gibt Flutwarnungen, völlig durchnässte Live-Reporter stehen bibbernd und mit blaugefrorenen Lippen an der Küste und beschwören die Anwohner, zu Hause zu bleiben. Seit zwei Tagen steht die Straße, die ich am häufigsten benutze, wenn ich irgendwohin fahre, komplett unter Wasser. Ausgerechnet in einer Zeit, in der ich mich unbedingt beschäftigen wollte, geradezu beschäftigen *müsste*, bringt Mutter Natur mich gnadenlos zum Stillstand. Ich weiß, was sie vorhat: Sie will mich zum Nachdenken zwingen, und sie schafft es tatsächlich! Deshalb beginnen jetzt alle Gedanken, die ich mir über mich selbst mache, mit *Vielleicht ...* – weil ich auf eine Art über mich nachdenken muss, wie ich noch nie über mich nachgedacht habe, und ich bin mir nicht sicher, ob ich das überhaupt kann.

Im Heulen des Sturms ist das Bellen des Hundes gegenüber kaum zu hören. Ich glaube, Dr. Jameson hat mal wieder vergessen, ihn ins Haus zu lassen. Er wird langsam ein bisschen schusslig – oder er hat sich mit dem Hund gestritten. Den Namen des Hundes kenne ich nicht, aber es ist ein Jack Russell Terrier. Gelegentlich erwische ich ihn in meinem Garten, gelegentlich hinterlässt er dort einen Haufen, und ein paarmal ist er auch schon in mein Haus gerannt, so dass ich ihn einfangen und dem

ehrenwerten Gentleman von gegenüber zurückbringen musste. Ich nenne Dr. Jameson den ehrenwerten Gentleman, weil er ein ziemlich nobler Siebzigjähriger ist, pensionierter Arzt, der früher nebenbei auch noch Vorsitzender von ungefähr jedem Club war, Schach, Bridge, Golf, Cricket. Jetzt ist er Vorsitzender unseres Eigentümerversands, der sich um Laubsaugen, den Austausch von kaputten Birnen in Straßenlaternen, die Nachbarschaftswache und so weiter kümmert. Dr. Jameson ist stets gutgekleidet, mit perfekt gebügelten Hosen und Hemden, dünnen V-Ausschnitt-Pullis, blitzblanken Schuhen und gutfrisierten Haaren. Er redet mit mir, als richte er seine Sätze immer knapp über meinen Kopf hinweg – Kinn vorgereckt, Nase in der Luft, wie ein Laienschauspieler. Aber er ist nie direkt unhöflich, so dass ich auch keinen Grund dafür habe, meinerseits unhöflich zu sein, ich halte mich einfach nur auf Distanz. Das mache ich immer, wenn ich Menschen nicht richtig einschätzen kann. Bis vor einem Monat wusste ich nicht einmal, dass Dr. Jameson überhaupt einen Hund besitzt, aber inzwischen weiß ich für meinen Geschmack ja schon viel zu viel über meine Nachbarn. Je mehr der Hund gegen den Wind anbellt, desto nervöser werde ich. Womöglich ist Dr. Jameson in seiner Wohnung zusammengebrochen, womöglich hat der Wind ihn in einen Nachbargarten geweht wie die Trampoline, die plötzlich in fremden Gärten aufgetaucht sind. Angeblich hat ein kleines Mädchen morgens beim Aufwachen auf der Wiese hinter dem Haus eine Schaukel und eine Rutsche vorgefunden und gedacht, der Weihnachtsmann hätte ihr noch einen verspäteten Besuch abgestattet, aber wie sich herausstellte, stammten die Geräte aus einem Garten fünf Häuser weiter.

Ich kann die Party, die Mr und Mrs Murphy im Haus neben mir veranstalten, zwar sehen, aber nicht hören – es ist ihre übliche ausgelassene Silvesterfeier. Sie beginnt und endet jedes Jahr mit traditionellen irischen Liedern, Mr Murphy spielt die Bodhran, und Mrs Murphy singt mit einer solch traurigen Innigkeit, als säße sie mitten auf einem Acker mit verrotteten Kar-

toffeln. Wenn dann auch noch der Rest der Gäste mit einstimmt, hat man das Gefühl, sie sitzen in einem Hungerschiff nach Amerika und werden von der stürmischen See gebeutelt. Ich bin nicht traurig, dass der Wind die Töne in eine andere Richtung trägt, aber ich kann auch eine Party hören, die ich nicht sehe. Wahrscheinlich findet sie ein paar Straßen weiter statt; Gesprächsfetzen von Leuten, die verrückt genug sind, draußen zu rauchen, werden zusammen mit dem fernen Rhythmus irgendeiner Partymusik durch meinen Schornstein hereingeweht, aber gleich wieder weggerissen; Geräusche und Blätter wirbeln fieberhaft auf meiner Türschwelle herum.

Ich war zu drei Partys eingeladen, aber ich konnte mir wirklich nichts Schlimmeres als Party-Hopping vorstellen, obendrein hätte ich mir am Silvesterabend bei diesem Wetter und in meiner momentanen Stimmung ein Taxi besorgen müssen. Außerdem sollen die Fernsehprogramme an Silvester echt großartig sein, und ich will mir davon heute endlich mal selbst ein Bild machen. Also wickle ich mich fester in meine Kaschmirdecke, trinke einen Schluck Rotwein und bin zufrieden mit meiner Entscheidung, allein zu bleiben. Jeder, der sich bei diesem Wetter draußen herumtreibt, muss doch verrückt sein. Wieder heult der Wind mit aller Kraft, und ich greife nach der Fernbedienung, um die Lautstärke hochzudrehen, aber im selben Moment erlischt im ganzen Haus das Licht, und der Fernseher geht aus. Ich sitze im Dunkeln, der Hausalarm piept.

Ein kurzer Blick aus dem Fenster zeigt mir, dass die ganze Straße keinen Strom hat. Im Gegensatz zu den anderen mühe ich mich erst gar nicht mit Kerzen ab, sondern nehme die Dunkelheit als zusätzlichen Grund, mich die Treppe hinaufzutasten und ins Bett zu klettern, obwohl es gerade mal zehn Uhr ist. Die Ironie, dass ich sozusagen im doppelten Wortsinn keine Power habe, entgeht mir nicht. Zuerst schaue ich mir die Silvester-Show auf meinem iPad an, und als der Akku leer ist, höre ich ein bisschen Musik auf meinem iPod, der allerdings auch schon einen

bedrohlich niedrigen Akkustand anzeigt. Er geht so rasant zur Neige, dass ich die verbleibenden Songs kaum genießen kann. Zum Schluss stelle ich meinen Laptop an, und als auch er den Geist aufgibt, möchte ich am liebsten losheulen.

Dann höre ich ein Auto auf der Straße und weiß, jetzt gibt es Action.

Ich klettere aus dem Bett und ziehe die Vorhänge zurück. Die ganze Straße ist vom Stromausfall betroffen. In ein paar Häusern sehe ich flackernden Kerzenschein, aber sonst ist es stockdunkel, denn die meisten meiner Nachbarn sind über siebzig und vermutlich schon im Bett. Ich vertraue darauf, dass mich keiner sehen kann, denn auch mein Haus ist dunkel, ich kann mit offenen Vorhängen am Fenster stehen und ungehindert das Spektakel beobachten, das sich jetzt vor mir entfalten wird.

Ich schaue hinaus. Und da sehe ich Sie.

Ich bin keine Stalkerin, aber Sie machen es mir echt schwer, Sie nicht zu beobachten. Sie sind eine Art Ein-Mann-Zirkus, und ich bin das Publikum – ich kann einfach nicht anders. Wir wohnen direkt gegenüber voneinander in unserer Sackgasse in Sutton, North Dublin, einer in den Siebzigern nach dem Vorbild amerikanischer Suburbs gebauten Vorstadt. Die Häuser hier haben alle einen großen, nicht vom Gehweg abgetrennten Vorgarten. Keine Hecke, keine Sträucher, kein Zaun, kein Tor, nichts, was einen Menschen daran hindert, direkt zum Vorderfenster des Hauses zu marschieren. Unsere Vorgärten sind größer als die Gärten hinter dem Haus, deshalb legt die ganze Straße besonderen Wert auf die Pflege der Vorderfront, und jeder Quadratzentimeter Natur wird voller Stolz gepflegt, gestutzt, gedüngt und gegossen. Abgesehen von meinem und Ihrem Haus wohnen in unserer Straße ausschließlich Rentner, die endlose Stunden in ihren Gärten verbringen, und weil sie so oft draußen vor dem Haus sind, ist jeder jederzeit über das Kommen und Gehen der anderen informiert. Nur ich nicht. Und Sie auch nicht. Wir sind keine Gartenliebhaber und nicht pensioniert. Sie sind ungefähr zehn Jahre älter als ich, aber gemeinsam haben wir das Durchschnittsalter in der Straße sicher um dreißig Jahre gedrückt. Sie haben drei Kinder – ich bin nicht sicher, wie alt sie sind, aber ich schätze, der Älteste ist im Teenageralter und die beiden anderen sind noch unter zehn.

Sie sind kein guter Vater. Ich sehe Sie nie mit Ihren Kindern.

Seit ich hier eingezogen bin, wohnen Sie mir gegenüber, und Sie haben mich immer schon unglaublich genervt, aber weil ich jeden Tag bei der Arbeit war, hatte ich auch andere Dinge im Kopf und es gab für mich eindeutig Wichtigeres auf der Welt, als mich über Sie aufzuregen. Deshalb habe ich mich nicht weiter darum gekümmert, hab mich nicht beschwert und bin auch nicht zu Ihnen rübermarschiert, um Sie zu verprügeln.

Aber jetzt komme ich mir vor, als lebte ich in einem Goldfischglas, und alles, was ich aus den Fenstern meines Hauses sehe und höre, sind Sie. Immer nur Sie, Sie, Sie. Um halb drei Uhr früh – was für Sie eine recht seriöse Zeit ist, heimzukommen – erwische ich mich dabei, wie ich, die Ellbogen auf dem Fensterbrett, das Kinn in die Hand gestützt, begierig darauf warte, dass Sie wieder mal irgendwelchen Mist bauen. Ich weiß, dass es sich heute besonders lohnen wird, denn es ist Silvester, und Sie sind Matt Marshall, DJ bei Irlands größtem Radiosender, und obwohl ich es nicht wollte, habe ich heute Nacht Ihre Sendung auf meinem Handy verfolgt, bis auch da der Akku leer war. Sie war genauso aufdringlich, ekelhaft, abstoßend, widerwärtig, abscheulich und zum Kotzen wie alle Ihre sonstigen. Ihre Talkshow *Matt Marshalls Sprachrohr*, die zwischen elf Uhr abends und ein Uhr früh ausgestrahlt wird, hat die höchste Einschaltquote aller irischen Radiosendungen. Seit zehn Jahren sind Sie sozusagen der König der Late-Night-Talkshows. Als ich eingezogen bin, hatte ich keine Ahnung, dass Sie in dieser Straße wohnen, aber als Ihre Stimme dann kurz darauf über die Straße hinweg an mein Ohr drang, wusste ich sofort, dass Sie es waren. Das geht ja jedem so, und meistens werden die Leute dann ganz aufgeregt, aber ich war nur angewidert.

Sie verkörpern alles, was ich an den Menschen nicht mag. Ihre Weltsicht, Ihre Meinungen, Ihre Diskussionen helfen nicht im Geringsten bei der Lösung der Probleme, um die es Ihnen angeblich geht, Sie schüren lediglich Aggressionen, Intoleranz und Mob-Verhalten. Mit Ihrer Sendung schaffen Sie eine Platt-

form, auf der Hass, Rassismus und billigste Engstirnigkeit zum Ausdruck gebracht werden können, alles unter dem Deckmäntelchen der Redefreiheit. Aus all diesen Gründen sind Sie mir zutiefst unsympathisch, aber mein Hass auf Sie hat persönliche Gründe. Darauf werde ich später noch genauer eingehen.

Wie üblich brettern Sie mit sechzig Stundenkilometern unsere stille Rentnerstraße entlang. Ihr Haus haben Sie von einem älteren Ehepaar gekauft, das sich verkleinern wollte. Ich habe meines übrigens von einer Witwe, die gestorben ist – oder genauer von ihren Kindern. Der Preis war extrem günstig, denn es war die Zeit, als der Immobilienmarkt am Boden lag und die Leute nehmen mussten, was sie kriegen konnten, und ich will meinen Hauskredit möglichst rasch abbezahlen. Seit ich fünf bin, habe ich den Ehrgeiz, dass mein Besitz auch wirklich mir gehört, ich will nämlich weder von der Gnade noch von den Fehlern anderer Menschen abhängig sein. Unsere beiden Häuser sahen damals aus wie Kulissen für die Siebzigerjahre-Serie *The Good Life*; wir wollten beide eine Menge verändern und mussten uns mit dem Eigentümerverein herumgeschlagen, der uns vorwarf, wir würden den Stil der Siedlung ruinieren. Aber wir schafften es, einen Kompromiss zu finden. Von außen ähneln unsere Häuser immer noch *The Good Life*, aber innen sind sie komplett renoviert. Mit meinem Vorgarten habe ich allerdings eine Regel übertreten, und dafür bezahle ich immer noch. Mehr dazu später.

Wie üblich fahren Sie gefährlich dicht an Ihr Garagentor und steigen aus, während der Schlüssel noch im Zündschloss steckt, das Radio plärrt und der Motor läuft. Ich bin nicht sicher, ob Sie es vergessen haben oder ob Sie vielleicht planen, gleich wieder wegzufahren. Die Scheinwerfer strahlen hell, und da sie das einzige Licht auf der ganzen Straße sind, wirkt es noch dramatischer, ein bisschen so, als stünden Sie im Rampenlicht. Trotz des Winds, der inzwischen ein klein wenig abgeflaut ist, ist jedes Wort von Guns N' Roses deutlich aus dem Auto zu hören. Es ist

»Paradise City«; 1988 muss wohl ein gutes Jahr für Sie gewesen sein. Ich war damals acht, Sie schätzungsweise achtzehn – ich wette, Sie haben Band-T-Shirts getragen und hatten einen Guns N’-Roses-Aufkleber auf Ihrer Schultasche. Ich wette, Sie haben die Namen der Bandmitglieder in Ihre Schulhefte gemalt, sind ins *Grove* gegangen und haben geraucht und die ganze Nacht getanzt und jedes Wort von Guns N’ Roses in den Nachthimmel emporgeschrien. Damals haben Sie sich bestimmt frei und glücklich gefühlt, denn Sie hören die Musik ganz schön oft, und offensichtlich immer auf dem Heimweg.

In Dr. Jamesons Schlafzimmer geht das Licht an, vermutlich eine Taschenlampe, denn es bewegt sich, aber ziemlich planlos, als sei die Person, die die Lampe hält, ein bisschen desorientiert. Inzwischen bellt der Hund wie ein Wahnsinniger, und ich frage mich, ob Dr. Jameson ihn wohl reinlassen wird, ehe der Wind das arme Tier packt und irgendein kleines Mädchen morgen früh im Garten als verspätetes Weihnachtsgeschenk einen verwirrten Jack Russell vorfindet. Ich beobachte, wie das Taschenlampenlicht in den oberen Zimmern herumgeistert. Dr. Jameson hat die Dinge angeblich gern unter Kontrolle. Das habe ich von meinem Nachbarn Mr Malone erfahren, der eines Tages bei mir geklingelt hat, weil das Müllauto unterwegs war und ich vergessen hatte, meine Tonnen rauszustellen. Ich glaube, dass Mr Malone und Dr. Jameson sich in den Haaren haben, weil beide den Eigentümergeverein in der Hand haben wollen. Die Mülltonnen hatte ich rauszustellen vergessen, weil ich, seit ich nicht mehr arbeite, oft die Wochentage durcheinanderbringe, aber es ärgerte mich, dass Mr Malone eigens an meine Haustür kam, um es mir mitzuteilen. Seither sind sieben Wochen vergangen, und inzwischen würde es mich nicht mehr stören. Jetzt empfinde ich so etwas eher als hilfreich, aber damals ging mir alles Nachbarschaftliche und die damit verbundene Hilfsbereitschaft auf die Nerven. Ich hatte keinen Gemeinschaftssinn. Nicht weil es mich grundsätzlich nicht interessierte, ich war einfach viel zu

beschäftigt. Ich wusste nicht, dass er in dieser Form existierte, ich hatte nie davon Gebrauch gemacht.

Sie rütteln an der Haustürklinke und sind anscheinend zu tiefst schockiert, sie verschlossen vorzufinden, so dass weder Sie noch potentielle Einbrecher einfach ins Haus marschieren können. Sie betätigen die Klingel. Aber natürlich nicht höflich und rücksichtsvoll, sondern immer gleich grob und aggressiv, oft und lange, oft und stakkato, die reinste Maschinengewehr-salve. Ihre Frau reagiert nie sofort. Die Kinder auch nicht; ich frage mich, ob sie inzwischen womöglich so daran gewöhnt sind, dass sie einfach weiterschlafen. Oder ob Ihre Frau sich mit ihnen irgendwo im Haus verkrochen hat. Vielleicht kauern sie jetzt alle zusammen in einem Zimmer, die Kinder schluchzen, und ihre Mutter sagt ihnen, sie sollen die unheimlichen Geräusche an der Tür ignorieren. Wie auch immer, jedenfalls kommt keiner. Schließlich fangen Sie an, an die Tür zu hämmern. Das gefällt Ihnen, Sie machen es immer gern, denn so können sie Ihre Anspannung und Ihren Ärger rauslassen, und auf diese Art arbeiten Sie sich ums ganze Haus, klopfen und schlagen an jedes erreichbare Fenster. Mit Singsang-Stimme versuchen Sie Ihre Frau herauszulocken: »Ich weiß, dass du da drin bist« – als würde sie so tun, als wäre sie nicht da. Das glaube ich nicht, ich glaube eher, dass ihr Verhalten eine ziemlich klare Botschaft enthält. Ich frage mich nur, ob sie wirklich schläft oder ob sie hellwach ist und hofft, dass Sie wieder gehen. Vermutlich Letzteres.

Dann fangen Sie an rumzubrüllen. Ich bin sicher, dass Ihre Frau das Brüllen besonders hasst, denn es ist besonders beschämend, da ja jeder Ihre Stimme kennt (auch wenn sich ohnehin niemand anders in unserer Straße jemals so aufführen würde). Ich weiß nicht, warum Sie das inzwischen nicht begriffen haben und nicht gleich von Anfang an rumbrüllen. Heute bin ich zum ersten Mal Zeuge, wie Ihre Frau nicht nachgibt. Da müssen Sie sich wohl oder übel etwas Neues einfallen lassen. Sie gehen zu Ihrem Auto zurück und fangen an zu hupen.

Ich sehe, wie Dr. Jamesons Taschenlampenlicht sich vom oberen Stockwerk nach unten bewegt, und hoffe, dass er nicht nach draußen kommt und versucht, Sie zur Ruhe zu ermahnen. Denn darauf würden Sie zweifellos drastisch reagieren. Dr. Jamesons Haustür geht auf, und ich schlage die Hände vors Gesicht. Soll ich rauslaufen und ihn aufhalten? Aber ich möchte da nicht mit reingezogen werden. Ich werde die Situation beobachten und nur eingreifen, wenn Handgreiflichkeiten drohen. Obwohl ich keinen blassen Schimmer habe, was ich dann tun würde. Dr. Jameson kommt aber nicht zum Vorschein. Stattdessen rast der Hund mit einem Affenzahn um die Hausecke, ganz wild darauf, endlich ins Haus zu kommen, wobei er auf dem patschnassen Rasen mehrmals ins Schleudern gerät. Der Hund verschwindet, die Haustür wird zugeschlagen. Ich staune und muss lachen.

Bestimmt hören Sie die Tür und denken, es sei Ihre Frau, denn Sie hören abrupt auf zu hupen, und bis auf Guns N' Roses ist wieder alles still. Dafür bin ich erst mal dankbar, denn das Hupen war Ihre bisher nervigste Idee. Dann öffnet sich Ihre Haustür, und Ihre Frau erscheint, als hätte sie darauf gewartet, dass Sie sich wieder beruhigen, ehe sie bereit ist, Sie reinzulassen. Sie trägt einen Morgenmantel und ist außer sich. Hinter ihr sehe ich einen dunklen Schatten. Zuerst denke ich, sie hat womöglich einen anderen Mann kennengelernt, und mache mir ernsthaft Sorgen, was jetzt passiert, aber dann erkenne ich Ihren Teenager-Sohn. Er wirkt älter, als wolle er seine Mutter beschützen, ganz der Mann im Haus. Ihre Frau sagt ihm, er solle drinbleiben, und er tut es. Ich bin froh. Es muss ja nicht noch schlimmer werden. Als Sie Ihre Frau entdecken, springen Sie aus dem Auto und fangen an, sie anzubrüllen, weil sie Sie ausgesperrt hat. Das werfen Sie ihr jedes Mal an den Kopf. Ihre Frau versucht Sie zu beschwichtigen, geht zur noch immer offenstehenden Tür Ihres Jeeps und zieht den Schlüssel aus dem Zündschloss. Augenblicklich verstummt die Musik, der Motor und die Scheinwerfer

gehen aus. Ihre Frau hält Ihnen Ihren Schlüsselbund vor die Nase und erklärt Ihnen, dass der Hausschlüssel dranhängt. Das hat Sie Ihnen gesagt. Sie wussten es.

Aber ich weiß genauso gut wie Ihre Frau, dass praktisches Denken und Erinnerungsvermögen nur in nüchternem Zustand funktionieren und nicht bei einem Menschen in Ihrem Zustand. Sie denken jedes Mal, dass man Sie ausgesperrt hat, *absichtlich*. Dass die ganze Welt gegen Sie ist oder in diesem Fall das Haus, und dass Sie alle Mittel einsetzen müssen, um zu Ihrem Recht zu kommen.

Einen Moment sind Sie ganz still und greifen nach dem Schlüssel, der vor Ihrer Nase baumelt. Dann stolpern Sie auf Ihre Frau zu, schließen sie in die Arme und überhäufen sie mit Küssen. Ich kann Ihr Gesicht nicht sehen, aber das Ihrer Frau schon. Es ist ein Inbild stummer innerer Qual. Sie aber lachen und wuscheln Ihrem Sohn im Vorbeigehen die Haare, als wäre das alles bloß ein Witz gewesen, und ich verabscheue Sie noch mehr, weil Sie sich nicht mal entschuldigen können. Das machen Sie nie, jedenfalls habe ich es noch nie erlebt. Gerade als Sie ins Haus treten, kommt der Strom zurück, und Sie drehen sich um und sehen mich am Fenster stehen. Das helle Licht in meinem Schlafzimmer stellt mich bloß – in all meiner Schnüfflerpracht.

Sie werfen mir einen wütenden Blick zu, dann knallen Sie Ihre Haustür ins Schloss, und trotz allem, was Sie heute Nacht ange richtet haben, komme ich mir vor, als wäre *ich* die Verrückte.

Eins mochte ich an den Weihnachtsferien, die gerade vorbei sind, und zwar, dass niemand gearbeitet hat – dadurch waren alle auf dem gleichen Niveau, alle im Ferienmodus, ich musste mich mit niemandem vergleichen und von niemandem abgrenzen. Aber jetzt sind alle wieder bei der Arbeit, und ich fühle mich wieder wie vor der Weihnachtszeit.

Nach der Entlassung stand ich erst mal hauptsächlich unter Schock, dann hat der Trauerprozess eingesetzt, und ich habe meinem verlorenen Leben nachgeweint. Und ich war wütend – natürlich war ich wütend. Schließlich habe ich gedacht, Larry – mein Kollege, der Mann, der mich gefeuert hat – wäre mein Freund. An Neujahr waren wir sonst immer zusammen Skifahren, jeden Juni habe ich mit ihm und seiner Familie eine Woche in seinem Ferienhaus in Marbella Urlaub gemacht. Ich gehörte zu den wenigen Auserwählten, die zu der ziemlich überzogenen Party anlässlich des Debütantinnenballs seiner Tochter eingeladen waren. Ich gehörte zum inneren Kreis, und trotz unserer gelegentlich hitzigen Auseinandersetzungen wäre ich nie auf die Idee gekommen, dass unsere Beziehung so enden könnte. Dass er schlicht gesagt den Mumm aufbringen würde, *mir das anzutun*.

Als die Wut einigermaßen überwunden war, kam die Phase des Leugnens: Ich wollte der Tatsache einfach nicht ins Gesicht sehen, dass etwas Schlimmes passiert war. Ich wollte nicht jemand sein, der seinen Job verloren hatte, ich wollte mich nicht

durch so etwas definieren lassen. Ich brauchte meinen Job nicht, mein Job brauchte mich – sein Pech, dass er mich verloren hatte! Und dann kam Weihnachten, und dank all der Essenseinladungen, Partys und Festivitäten mit reichlich Alkohol fühlte ich mich warm, benommen und sorglos. Jetzt ist Januar, und mein Inneres sieht ungefähr so trostlos aus wie der Tag draußen, denn ein ganz neues Gefühl hat mich im Griff.

Ich fühle mich wertlos, ich habe einen entscheidenden Teil meiner Selbstachtung verloren. Man hat mir meine Alltagsroutine genommen, meinen Terminplan, der früher jede Stunde meines Lebens bestimmt hat, Tag und Nacht. Es ist schwierig für mich, einen geregelten Tagesablauf zu finden, ganz gleich, welcher Art, denn für mich scheint es keine Regeln zu geben, während alle anderen zum Takt ihrer eigenen wichtigen Trommel marschieren. Ich habe ständig Hunger, im übertragenen und im buchstäblichen Wortsinn. Ich bin hungrig darauf, etwas zu tun, irgendwo hinzugehen, aber ich habe auch Hunger auf alles in meiner Küche, weil die Sachen einfach da sind, in Reichweite, den ganzen Tag, und ich habe nichts Besseres zu tun, als sie aufzuessen. Mir ist langweilig. Und so ungern ich es zugebe: Ich bin einsam. Manchmal vergeht ein ganzer Tag, ohne dass ich einen einzigen sozialen Kontakt habe, ohne dass ich mich mit einem einzigen anderen Menschen unterhalte. Gelegentlich frage ich mich schon, ob ich unsichtbar bin. Ich fühle mich wie die alten Männer und Frauen, die mich immer genervt haben, weil sie die Kassiererinnen im Supermarkt in vollkommen unnötige Gespräche verwickelten, wenn ich hinter ihnen in der Schlange stand und es furchtbar eilig hatte, woanders hinzukommen. Wenn man nirgendwo anders hinmuss, verlangsamt die Zeit sich enorm. Auf einmal nehme ich andere Menschen viel deutlicher zur Kenntnis, ich suche Blickkontakt. Ich bin bereit, mich mit irgendwem über irgendetwas zu unterhalten, ich würde mich freuen, wenn jemand meinen Blick erwidert, wenn es jemanden gäbe, mit dem ich reden kann. Aber alle sind viel zu beschäftigt,

und deshalb komme ich mir unsichtbar vor. Aber im Gegensatz zu dem, was ich gedacht hätte, macht Unsichtbarkeit keineswegs leicht und frei. Ich fühle mich schwer. Und so schleppe ich mich durch die Gegend, versuche mir einzureden, dass ich mich eigentlich nicht schwer, unsichtbar, gelangweilt und wertlos fühle, sondern frei bin. Aber meistens glaube ich es mir nicht.

Ein weiterer schlechter Nebeneffekt dessen, dass ich gefeuert worden bin, ist die Tatsache, dass mein Vater ungebeten bei mir auftaucht.

So auch heute: Als ich heimkomme, entdecke ich ihn mit meiner Stiefschwester Zara im Vorgarten. Zara ist drei, mein Vater dreiundsechzig. Vor drei Jahren hat er sich aus seiner Druckerei zurückgezogen und sie zu einem sehr guten Preis verkauft, der ihm jetzt ein angenehmes Leben ermöglicht. Gleich nach Zaras Geburt wurde er hauptberuflich Ehemann und Vater, während Leilah, seine Frau, in ihrem eigenen Studio als Yogalehrerin arbeitet. Ich finde es wunderbar, dass Dad eine zweite Chance in der Liebe bekommen hat und dass er zum ersten Mal in seinem Leben die Vaterschaft voll und ganz wahrnehmen kann, inklusive Windelwechseln, nächtlichem Füttern, Abstillen und auch sonst allem, was die Erziehung eines Kindes so mit sich bringt. Ständig strahlt er vor Stolz auf Zara, dieses bemerkenswerte kleine Mädchen, das ganz allein unglaubliche Dinge hinbekommt. Wachsen, Laufen, Sprechen. Er bewundert ihre Begabung, erzählt lange Geschichten über das, was sie am Tag schon alles getan, was für lustige Dinge sie gesagt und was für tolle Bilder sie gemalt hat. Dabei ist sie doch noch so klein! Wie gesagt, das ist wunderbar. Wirklich. Aber er freut sich darüber, als erlebte er das alles zum ersten Mal, als Anfänger, als hätte er es noch nie gesehen.

Weil ich in den letzten Wochen bekanntlich so viel Zeit zum Nachdenken hatte, frage ich mich, wo dieses ehrfürchtige Staunen war, als Heather und ich klein waren? Wenn es diese erschütterte Bewunderung gegeben hat, dann war sie jedenfalls gut

versteckt hinter einer Maske von Genervtheit und totaler Verwirrung. Wenn mein Vater wieder einmal auf etwas besonders Wunderbarem herumreitet, das Zara gemacht hat, möchte ich ihn bisweilen anschreien, dass andere Kinder das Gleiche tun, Kinder wie Heather und ich, und wie unglaublich wir gewesen sein müssen, dass wir all das als Erste geschafft haben, vor über dreißig Jahren. Aber ich tue es nicht. Es würde mich nur bitter und hart erscheinen lassen, und das bin ich nicht, und es würde den Fokus auf etwas richten, was im Grunde gar nicht da ist. Ich sage mir, dass es die Untätigkeit ist, die solche frustrierenden Gedanken hervorruft.

Ich überlege mir oft, wie Mum sich fühlen würde, wenn sie noch am Leben wäre und Dad als den Mann sehen würde, der er jetzt ist – loyal, im Ruhestand, ein hingebungsvoller Vater und Ehemann. In meiner Vorstellung reagiert sie manchmal ganz gelassen und verständnisvoll, so, wie es an toleranten, vernünftigen Tagen sicher der Fall gewesen wäre, aber ein andermal höre ich die Stimme der erschöpften alleinerziehenden Mutter, mit der ich aufgewachsen bin, wie sie mit Gift und Galle über meinen Dad und seine Gefühllosigkeit herzieht. Welche Stimme ich höre, hängt bestimmt auch von meiner eigenen Stimmung ab.

Mum ist mit vierundvierzig Jahren an Brustkrebs gestorben. Viel zu jung zum Sterben. Ich war neunzehn, viel zu jung, um meine Mutter zu verlieren. Natürlich war es für sie am schwierigsten, denn sie musste die Welt verlassen, ob sie wollte oder nicht. Dabei gab es noch so vieles, was sie sehen, so vieles, was sie tun wollte. Dinge, die sie aufgeschoben hatte, bis ich mit der Schule fertig und erwachsen war, so dass sie ihr eigenes Leben weiterleben konnte. Sie war noch längst nicht fertig damit, in vielerlei Hinsicht hatte sie noch gar nicht richtig angefangen. Mit vierundzwanzig hatte sie meine Schwester bekommen, mit fünfundzwanzig dann – völlig ungeplant – mich, sie hatte uns großgezogen und alles für uns getan. Jetzt hätte sie endlich Zeit für sich selbst haben sollen.

Nach ihrem Tod wohnte ich im Studentenwohnheim auf dem Campus, und Heather blieb in dem Heim, in das sie gezogen war, als Mum krank geworden war. Manchmal frage ich mich, warum ich so egoistisch war und mich nicht selbst um Heather gekümmert habe. Ich glaube, ich habe es nicht mal angeboten. Sicher, es war wichtig für mich, mein eigenes Leben zu beginnen, aber ich habe nicht mal daran gedacht. Ich finde es nicht egoistisch, wenn man nicht für einen anderen Menschen sorgen möchte, aber es war egoistisch, nicht einmal auf die Idee zu kommen. Rückblickend denke ich auch, dass ich meine Mutter damals hätte besser unterstützen sollen, dass sie viel zu viel allein durchmachen musste. Ich hätte mehr bei ihr sein, sie mehr begleiten sollen, statt sie nur im Nachhinein zu fragen, wie es gewesen war. Aber ich war ein Teenager, meine Welt drehte sich um mich, und ich war froh, dass meine Tante für meine Mutter da war.

Heather ist nur knapp ein Jahr älter als ich, wir sind das, was man irische Zwillinge nennt. Aber sie behandelt mich, als wäre ich viel, viel jünger als sie. Dafür liebe ich sie. Ich weiß, dass ich ein Unfall war, denn meine Mutter hatte ganz sicher nicht geplant, so früh nach Heathers Geburt schon wieder ein Baby zu bekommen. Meine Mutter war fassungslos, aber mein Dad war schlicht entsetzt: Er kam nur mühsam damit zurecht, ein Kind zu haben, von einem Baby mit Down-Syndrom ganz zu schweigen. Heather machte ihm Angst, er hatte keine Ahnung, wie er mit ihr umgehen sollte. Als ich dann auch noch dazukam, zog er sich zunehmend von seiner Familie zurück, suchte sich andere Frauen, die mehr Zeit hatten, um ihn anzuhimmeln und mit ihm einverstanden zu sein.

Unterdessen meisterte meine Mum die Realität mit großer Kraft und Sicherheit, obwohl sie später zugab, dass sie dabei oft »Bambi-Beine« gehabt habe, wie sie sich ausdrückte. Ich bekam das nicht mit, ich sah sie nie zögern oder einen falschen Schritt machen, sie erweckte immer den Eindruck, dass sie die Dinge unter Kontrolle hatte. Im Spaß sagte sie oft, dass ich mich

praktisch selbst großgezogen hätte, und entschuldigte sich sogar dafür. Aber für mich war immer klar, dass Heather wichtiger war und mehr Zuwendung brauchte als ich, und ich fühlte mich nie ungeliebt – es war einfach so. Auch ich liebte Heather, und ich weiß, dass es Mum, als sie von der Welt Abschied nehmen musste, vor allem schwerfiel, Heather zurückzulassen. Heather brauchte Mum, Mum hatte Pläne für Heather, und es brach ihr das Herz, dass sie sich nicht mehr um Heather kümmern konnte. Damit kann ich leben, das verstehe ich. Mir brach der Tod meiner Mutter das Herz nicht nur, weil ich selbst um sie trauerte, sondern auch, weil ich wusste, was er für sie und meine Schwester bedeutete.

Heather ist keineswegs so unbekümmert, wie es dem Klischee von Menschen mit Down-Syndrom entspricht. Wie wir alle hat sie gute und schlechte Tage, aber grundsätzlich ist sie eine optimistische Persönlichkeit – was nichts mit dem Down-Syndrom zu tun hat. Ihr Leben folgt einer festen Routine, was sie sehr zu schätzen weiß, denn so hat sie alles unter Kontrolle. Deshalb reagiert sie auch verwirrt und teilweise richtig beunruhigt, wenn ich zu ungewohnten Zeiten bei ihr zu Hause oder an ihrem Arbeitsplatz auftauche. Heather braucht ihren geregelten Alltag – noch ein Beweis dafür, wie ähnlich wir uns sind.

Weil sie nicht auf die Ritzen treten will, hüpfte Zara von einem Pflasterstein zum nächsten und besteht darauf, dass Dad es genauso macht. Er tut es. Inzwischen bin ich auf so etwas ja gefasst, aber zu beobachten, wie er mit seinem über der Hose hängenden Weihnachtsbauch herumhüpft, wirft in mir trotzdem die Frage auf, wer dieser Mann eigentlich ist. Als ich vor meinem Haus halte, blickt er auf.

»Ich wusste gar nicht, dass ihr kommt«, sage ich ganz locker. Übersetzung: Sag mir gefälligst vorher Bescheid, wenn du vorbeikommen willst. Und zwar ausnahmslos.

»Wir haben einen kleinen Ausflug an die Küste gemacht und

den Wellen zugeschaut, stimmt's, Zara?«, fragt er und hebt seine Tochter hoch. »Erzähl Jasmine doch mal von den Wellen.«

Er bringt Zara ständig dazu, solche Dinge zu erzählen. Bestimmt tun das alle Eltern, aber es macht mich rasend. Ich möchte mit Zara lieber ein Gespräch führen, das nicht von Dad vorgekaut worden ist. Wenn sie mir in Dads Anwesenheit etwas erzählt, höre ich es immer zweimal.

»Die waren riesig, die Wellen, stimmt's? Zeig Jasmine doch mal, wie riesig die waren.«

Zara nickt und macht große Augen. Dann streckt sie die Arme aus, um eine Größe anzudeuten, die für eine Welle enttäuschend wäre, für die sie sich aber mächtig strecken muss.

»Und die Wellen sind an die Felsen gekracht, stimmt's? Erzähl es Jasmine.«

Zara nickt wieder. »Die Wellen sind an die Felsen gekracht.«

»Und in Malahide haben die Wellen die Küstenstraße nassgespritzt«, fährt Dad unbeirrt fort, wieder mit seinem kindischen Ton, und ich wünschte, er würde mir die Geschichte einfach direkt erzählen.

»Wow«, sage ich, lächle Zara zu und breite die Arme aus. Sofort kommt sie angesaust, schlingt ihre langen dünnen Beinchen um mich und drückt mich ganz fest. Ich habe nichts gegen Zara. Zara ist echt süß. Nein. Zara ist wunderschön. Sie ist in jeder Hinsicht perfekt, und ich vergöttere sie. Es ist nicht Zaras Schuld. Niemand ist schuld, denn nichts ist passiert, es ist nur mein Ärger darüber, dass mein Vater es sich angewöhnt hat, ungekündigt vorbeizukommen, seit ich arbeitslos bin, und allmählich erzeugt dieser Ärger etwas, was in Wirklichkeit nicht da ist. Ich weiß das. Ich erkläre es dem vernünftigen Teil in mir.

»Wie geht's dir, mein Spaghetti-Beinchen?«, frage ich Zara, während ich die Tür aufschließe. »Ich hab dich ja ein ganzes Jahr nicht gesehen!« Beim Reden werfe ich einen schnellen Blick zu Ihrem Haus hinüber. Das mache ich oft in letzter Zeit, ich kann anscheinend nicht anders. Inzwischen ist es mir zur Ge-

wohnheit geworden, ein alberner Zwang. Ich kann nicht mehr in mein Auto steigen, meine Haustür nicht mehr zumachen, ohne rüberzuschauen, und wenn ich an Ihren Fenstern vorbeikomme, bleibe ich stehen und glotze rein. Das muss aufhören, ich weiß. Tagsüber passiert sowieso nie etwas, Sie lassen sich kaum sehen, nur Ihre Frau kommt und geht mit den Kindern. Gelegentlich sehe ich Sie den Vorhang an irgendeinem Fenster wegziehen, oder Sie schlendern zu Ihrem Auto, mehr nicht. Ich weiß selbst nicht, was ich erwarte.

»Hast du deinem Dad erzählt, dass wir letzte Woche Cupcakes gebacken haben?«, frage ich Zara.

Zara nickt wieder, und auf einmal wird mir klar, dass ich genau das Gleiche mache wie mein Dad. Das muss doch frustrierend sein für sie, aber anscheinend kann ich es auch nicht abstellen.

Dad und ich unterhalten uns durch Zara. Wir sagen Dinge zu ihr, die wir einander eigentlich direkt sagen sollten. Ich erzähle Zara, dass wir an Silvester einen Stromausfall hatten, dass ich im Supermarkt Billy Gallagher getroffen habe, dass er seit neuestem in Rente ist und noch etliche andere Dinge, die sie überhaupt nicht wissen muss. Eine Weile hört sie aufmerksam zu, aber dann wird es ihr zu viel, und sie läuft weg.

»Dein Freund ist mal wieder in Schwierigkeiten«, sagt Dad, als wir mit einer Tasse Tee und Keksen, die von meinem riesigen Vorrat an Weihnachtssüßigkeiten noch übrig sind, am Tisch sitzen und zuschauen, wie Zara die Kiste mit den Spielsachen, die ich für sie bereithalte, auskippt. Mit lautem Geklapper purzeln die Legosteine heraus, so dass Dads nächster Satz in dem Lärm fast untergeht.

»Welcher Freund?«, frage ich beunruhigt.

Dad nickt zu Ihrem Haus hinüber. »Dieser Mann da, wie heißt er gleich?«

»Matt Marshall? Der ist nicht mein Freund«, erwidere ich empört. Warum führt eigentlich jedes Gespräch irgendwann zu Ihnen?

»Na, dann eben dein Nachbar«, sagt Dad, und dann beobachten wir wieder beide Zara.

Nur weil das Schweigen zu lange dauert und mir nichts Besseres einfällt, frage ich schließlich: »Warum – was hat er denn gemacht?«

»Wer?«, fragt Dad und taucht mit einem Ruck aus seiner Zara-Trance auf.

»Matt Marshall«, stoße ich mit zusammengebissenen Zähnen hervor, denn ich hasse es, wenn ich nach Ihnen fragen muss – von zweimal ganz zu schweigen.

»Ach, der«, brummt Dad, als wäre es mindestens eine Stunde her, dass er das Thema angesprochen hat. »Es hat Beschwerden gegeben wegen seiner Silvestersendung.«

»Er kriegt doch ständig Beschwerden.«

»Vermutlich waren es mehr als sonst. Es steht jedenfalls in allen Zeitungen.«

Wir schweigen wieder, und ich denke an Ihre Sendung. Ich hasse Ihre Sendung, ich höre sie nie, das heißt, ich habe sie nie gehört, erst in letzter Zeit schalte ich sie manchmal ein, weil ich wissen will, ob das aktuelle Thema irgendwie in Zusammenhang steht mit dem Zustand, in dem Sie heimkommen, denn Sie sind ja nicht jede Nacht betrunken. Nur drei- bis viermal die Woche. Aber bisher konnte ich keine direkte Korrelation feststellen.

»Na ja, er hat das Neue Jahr damit eingeläutet, dass er eine Frau zum ...«

»Ich weiß, ich weiß«, unterbreche ich ihn, weil ich nicht hören will, wie mein Vater das Wort *Orgasmus* ausspricht.

»Ich dachte, du hörst seine Sendung nicht«, sagt er zu seiner Verteidigung.

»Aber ich hab was *über* sie gehört«, murmle ich und gehe auf alle viere, um Zara mit dem Lego zu helfen. Ich tue so, als wäre unser Turm ein Dinosaurier, der Zaras Finger und Zehen frisst, und lasse ihn dann mit großem Gebrüll in unseren zweiten Turm

krachen. Das gefällt Zara, und sie spielt wieder eine Weile für sich allein.

Ich rekapituliere Ihre Silvestersendung – Sie und Ihr Team fanden es zum Schiefachen, das neue Jahr damit zu beginnen, dass man eine Frau beim Orgasmus hört. Eine wirklich bezaubernde Idee, ein Dankeschön an Ihre Zuschauer für die treue Unterstützung. Dann gab es ein Quiz, in dem ein vorgetäuschter Orgasmus von einem echten Orgasmus unterschieden werden sollte, und dann eine ausführliche Diskussion über Männer, die beim Sex einen Orgasmus vortäuschen. Es war nicht anstößig, jedenfalls nicht für mich und auch nicht im Vergleich mit dem Dreck, über den Sie in anderen Sendungen schon manchmal gesprochen haben, und da mir nicht bewusst war, dass auch Männer gelegentlich einen Orgasmus vortäuschen, sogar ansatzweise informativ, wenn nicht sogar erschütternd und persönlich erhellend – nämlich *möglicherweise* in Bezug auf den Mann aus der Firma, den ich nicht bereue, der aber mich bereut hat –, obwohl die Idioten, die Sie in der Sendung zu Wort kommen ließen, nichts sonderlich Aufschlussreiches zum Thema beizutragen hatten.

Das klingt jetzt vielleicht, als wollte ich Sie verteidigen, aber so ist es nicht. Es war nur einfach nicht Ihre schlechteste Sendung. Ausnahmsweise geht es mir nicht so sehr um Sie und Ihren mangelnden Charme, sondern um das Recht, eine Frau beim Orgasmus zu hören, ohne dass es als anstößig gilt.

»Was für Schwierigkeiten hat er denn?«, frage ich.

»Wer denn?«, fragt Dad, und ich zähle im Kopf bis drei.

»Matt Marshall.«

»Oh. Die haben ihn gefeuert. Oder zumindest beurlaubt. Ich weiß nicht, was. Ich würde sagen, er ist draußen. War ja auch lange genug dabei. Jetzt kann er ruhig mal Platz machen für einen Jüngeren.«

»Er ist doch erst zweiundvierzig«, sage ich. Es klingt schon wieder, als wollte ich Sie verteidigen, aber ich meine es nicht per-

sönlich. Ich bin dreiunddreißig, und ich muss einen neuen Job finden, ich denke viel über das Alter nach, vor allem darüber, welche Einstellung man in der Arbeitswelt dem Alter gegenüber hat. Wenn ich mir vorstelle, dass Sie gefeuert worden sind, dann freue ich mich. Ich konnte Sie noch nie leiden, ich hab mir immer gewünscht, dass Ihre Sendung aus dem Programm verschwindet, aber jetzt fühle ich mich plötzlich schlecht und weiß nicht, warum. Vielleicht weil ich seit neuestem jeden Morgen Ihren Kindern und Ihrer netten Frau zuwinke.

»Wie sich herausstellt, war tatsächlich eine Frau im Studio«, erzählt Dad und macht dabei ein ziemlich unbehagliches Gesicht.

»Na ja, es klang auch nicht wie ein Mann.«

»Nein, sie hat sich wirklich, na, du weißt schon.« Er sieht mich an. »Sie hat sich wirklich selbst befriedigt. Live im Studio«, sagt Dad.

Mir dreht es fast den Magen um, einerseits, weil ich mich mit meinem Dad über so was unterhalte, andererseits, weil ich vor meinem inneren Auge sehe, wie Ihre Leute das im Studio inszenieren, den Countdown bis Mitternacht, und wie Ihr Team sich schieflacht über diese Frau.

Und da hasse ich Sie wieder.

Ich hebe Zara in ihren Autositz und drücke einen Kuss auf ihre kleine Knopfnase.

»Ich könnte mit Ted sprechen, wenn du möchtest«, sagt Dad plötzlich, als führe er ein Gespräch fort, an das ich mich nicht erinnere.

»Wer ist Ted?«, erkundige ich mich stirnrunzelnd.

»Ted Clifford«, antwortet er und zuckt die Achseln, als wäre das keine große Sache.

Die Wut kocht so schnell in mir hoch, dass ich mich ernsthaft zusammenreißen muss, um nicht hier und jetzt die Beherrschung zu verlieren. Und es fällt mir ziemlich schwer. Ted Clif-

ford ist der Mann, an den Dad sein Geschäft verkauft hat. In guten Zeiten hätte er es für dreimal so viel verkaufen können, das erzählt er jedem, aber jetzt sind eben keine guten Zeiten, deshalb hat er sich mit der einigermaßen vernünftigen Summe zufriedengegeben, die ihm im Sommer einen Monat Urlaub mit Leilah und Zara ermöglicht und außerdem viermal pro Woche Essengehen. Ich weiß nicht, ob er seine Hypothek abbezahlt hat, und das stört mich. Ich hätte das als Erstes getan. Ich bin nicht sicher, wie ich und Heather bei diesem Arrangement wegkommen, aber um mich geht es mir nicht, auch wenn es jetzt vielleicht so klingt. Finanziell sieht es bei mir momentan ganz gut aus, ich mache mir hauptsächlich Sorgen um Heather. Sie braucht Sicherheit. Sobald ich im Job genug verdiene, habe ich die Wohnung gekauft, die sie gemietet hatte. Vor fünf Jahren ist sie aus dem Heim ausgezogen, was für sie und für uns alle eine große Sache war. Jetzt wohnt sie unter dem fürsorglichen Blick ihrer Betreuerin mit einer Freundin zusammen, und sie kommen hervorragend miteinander aus und zurecht, was mich allerdings nicht daran hindert, mir jede Sekunde Gedanken um Heather zu machen. Ich habe ihre Wohnung für einen guten Preis bekommen, denn viele Leute versuchten damals, Anlagen loszuwerden – die ganzen Zweitimmobilien, deren Finanzierung plötzlich schwierig geworden war. Eigentlich hatte ich erwartet, Dad würde Heather die Wohnung kaufen, aber er hat stattdessen in eine Ferienwohnung in Spanien investiert. Er fand, Heather sei im Heim gut aufgehoben, aber ich wusste, dass sie schon lange davon träumte, in ihren eigenen vier Wänden zu wohnen, deshalb bin ich aktiv geworden. Auch darüber bin ich nicht wütend, es ist nur so, dass mir solche Dinge jetzt einfallen, und ich denke über sie nach, ob ich will oder nicht ... Ich brauche Ablenkung.

»Nein«, sage ich abrupt. »Danke.« Ende.

Dad sieht mich an, als wolle er mehr dazu sagen. Um ihn aufzuhalten, fahre ich hastig fort: »Du brauchst mir keinen Job zu besorgen.«

Mein Stolz. Der so leicht zu verletzen ist. Ich will keine Hilfe, ich hasse das. Ich muss alles allein erledigen, immer. Dads Angebot gibt mir das Gefühl, schwach zu sein – ich denke, dass er denkt, ich sei schwach. Das hat keinen guten Beigeschmack.

»Ich sag ja nur. Da wäre es ganz einfach, den Fuß in die Tür zu kriegen. Ted ist jederzeit bereit, dir zu helfen.«

»Ich brauche aber keine Hilfe.«

»Aber du brauchst einen Job.« Er lacht leise und sieht mich an, als wäre er amüsiert, aber ich weiß, das ist bei ihm nur ein Vorbote der Wut. Dieses Lachen erscheint, wenn er genervt ist; ich weiß nicht, ob es dazu dient, die Person, die ihn nervt, auf die Palme zu bringen – was bei mir unausweichlich passiert, auch jetzt –, oder ob es seine Art ist, seinen Ärger zu verstecken. Egal, ich weiß die Anzeichen zu deuten.

»Okay, Jasmine, mach, was du willst, das machst du doch sowieso.« Er hebt dramatisch die Hände in die Luft, als wollte er sich verteidigen, und sein Schlüsselbund klimpert an seinem Finger. Dann steigt er ins Auto und fährt davon.

Er sagt das, als wäre es etwas Schlechtes. *Mach, was du willst*. Aber es ist doch gut, wenn die Leute das tun, was sie wollen, was sie richtig finden – oder etwa nicht? Warum sollte ich etwas auf seine Art tun wollen, wann hab ich das jemals gewollt? Wenn ich Hilfe brauche, wäre er der Letzte, an den ich mich wenden würde. Und dann fällt mir wieder ein, dass es anscheinend ein Problem gibt, wo vorher nie ein Problem war, und ich erschrecke ein bisschen. Ich merke, dass ich in der Kälte stehe und dem Auto meines Vaters nachstarre, das längst verschwunden ist. Hastig schaue ich über die Straße zu Ihrem Haus, und ich glaube, im Obergeschoss bewegt sich ein Vorhang. Aber wahrscheinlich hab ich mir das nur eingebildet.

Als ich später im Bett liege, kann ich nicht einschlafen. Mein Kopf ist völlig überhitzt vom vielen Denken, wie mein Laptop, wenn ich ihn zu lange am Stück in Benutzung habe. Ich bin

wütend. Ich führe halb fertige Gespräche mit meinem Dad, mit meinem Job, mit dem Mann, der mir heute Morgen auf dem Parkplatz die letzte Lücke weggeschnappt hat, mit der Wassermelone, die mir auf dem Weg vom Auto ins Haus aus der Hand gerutscht und aufgeplatzt ist und die ganze Gegend inklusive meiner Wildlederstiefel vollgespritzt hat. Ich schimpfe, ich fühle mich im Recht, ich verfluche alle, ich konfrontiere sie mit ihren Fehlern. Aber es hilft nichts, ich fühle mich nur noch schlechter.

Frustriert und durstig setze ich mich auf.

Rita, die Reiki-Frau, bei der ich heute war, hat mir gesagt, dass so etwas passieren würde. Nach unserer seltsamen Sitzung habe ich mich kein bisschen anders gefühlt als vorher, aber sie hat mir geraten, ich solle viel Wasser trinken – und stattdessen habe ich mir vor dem Schlafengehen eine Flasche Wein genehmigt. Ich war noch nie bei einer Reiki-Behandlung, und ich werde vermutlich auch nie wieder zu einer gehen, aber meine Tante hatte mir einen Gutschein zu Weihnachten geschenkt. Sie steht total auf alle möglichen alternativen Therapieformen, und als meine Mum krank geworden ist, haben die beiden alles Mögliche ausprobiert. Vielleicht glaube ich deshalb jetzt nicht daran, denn es hat ja nicht funktioniert, Mum ist trotzdem gestorben. Andererseits hat die Schulmedizin auch nicht gewirkt, und die akzeptiere ich trotzdem. Vielleicht gehe ich doch noch mal zu Reiki-Rita. Ich habe den jetzigen Termin vereinbart, als alle anderen wieder zur Arbeit mussten – so hatte ich etwas zu tun, etwas, was mich beschäftigte und was ich in meinen neuen gelben Smythson-Terminkalender eintragen konnte, auf dem in der rechten unteren Ecke meine Initialen stehen und der normalerweise bereits mit Terminen aller Art gefüllt wäre, nun aber ein trauriges Abbild meiner gegenwärtigen Lebenssituation ist: Taufen, Verabredungen zum Kaffee, Geburtstageeinladungen.

Die Reiki-Sitzung fand in einem kleinen, weißgestrichenen, mit Räucherstäbchenduft erfüllten Raum statt, und ich wurde sofort so müde, dass ich mich fragte, ob ich vielleicht unbe-

merkt unter Drogen gesetzt wurde. Rita ist eine kleine zierliche, irgendwie vogelartige Frau, um die sechzig, aber enorm beweglich – wie sie auf dem Sessel ihre Beine ineinander verflocht, war beeindruckend. Ihr Gesicht ist sehr weich, fast ein bisschen verschwommen. Vielleicht lag es aber auch an den Räucherstäbchen, dass ich ihre Ecken und Kanten nicht richtig sehen konnte. Ihre Augen jedenfalls waren wach und scharf, wenn sie mich musterte, und sie hörte mir so aufmerksam zu, dass ich plötzlich meinen eigenen Ton wahrnahm und hörte, wie abgehackt und zugeknöpft ich klang.

Jedenfalls fühlte mich danach kein bisschen anders, abgesehen davon, dass ich ein nettes Gespräch mit einer sehr unterstützenden Frau geführt und in einem angenehm duftenden Raum ein zwanzigminütiges entspannendes Nickerchen gemacht hatte. Für meinen hektischen Kopf gab Rita mir einen Rat, den ich allerdings, als ich wieder draußen war, sofort vergaß. Aber da ich gerade zu konfus bin, um auch nur einen einzigen Gedanken festzuhalten und zu verarbeiten, fällt mir der Vorschlag wieder ein. Ich ziehe meine Socken aus, tapse eine Weile barfuß auf dem Teppich herum und hoffe darauf, dass ich anfangs, mich »verwurzelt« zu fühlen, damit mein Kopf nicht schon wieder in zorniges Zeter-Territorium abdriftet. Leider trete ich dabei auf etwas Spitzes, Scharfes – den Haken eines Kleiderbügels. Leise fluchend halte ich mir den Fuß und inspiziere ihn. Keine Ahnung, wie es sich anfühlen soll, wenn man verwurzelt ist, aber so bestimmt nicht.

Rita hat vorgeschlagen, ich solle barfuß laufen, am besten im Gras, und falls das nicht ginge, so oft wie möglich in meiner Wohnung. Die physikalische Erklärung für den gesundheitlichen Nutzen des Barfußlaufens lautet, dass die Erde negativ geladen ist, man den Körper also, wenn man sich erdet, mit einem negativ geladenen Energiefeld verbindet und – da die Erde eine größere negative Ladung besitzt als der Körper – Elektronen von ihr absorbiert, was wiederum einen entzündungshemmenden Effekt

auf den Körper hat. Ich weiß nicht, ob das alles stimmt, aber ich brauche einen klaren Kopf, und da ich meinen Konsum von Kopfschmerztabletten einschränken möchte, kann ich es ja mal mit Barfußlaufen probieren.

Ich schaue nach draußen. In meinem Garten gibt es kein Gras. Das war nämlich das unaussprechlich Schreckliche, was ich vor vier Jahren, als ich hier eingezogen bin, getan habe: Ich war kein Garten-Fan, ich war neunundzwanzig, ich hatte viel zu tun, war kaum mal zu Hause und wenn, dann nie lange genug, um meinen Garten überhaupt zur Kenntnis zu nehmen. Um mir die Mühe zu sparen, habe ich den recht netten Garten der Vorbesitzer mit pflegeleichtem Steinpflaster ersetzen lassen. Es sah beeindruckend aus, kostete ein Vermögen, und die Nachbarn waren entsetzt. Ich stellte hübsche schwarze Töpfe mit immergrünen, modern zurechtgestutzten Pflanzen vor meine Haustür. Ein kleines bisschen kümmerte es mich schon, wie das alles bei meinen Nachbarn ankam, aber ich war ja nie zu Hause, um mit ihnen in Ruhe darüber zu sprechen, und ich begründete meine Entscheidung vor mir selbst damit, dass ich mit dieser Lösung wenigstens keinen Gärtner bezahlen musste, denn selbst hätte ich einen Garten niemals pflegen wollen. Ich hätte gar nicht gewusst, wie. Auf dem Weg neben meinem Haus ist immer noch Gras, aber darum kümmert sich mein Nachbar, Mr Malone, ohne mich zu fragen. Ich glaube, er sieht dieses Gras als sein Eigentum an, denn er war vor mir da, und was verstehe ich schon von Gras? Ich bin ja eine Gras-Abtrünnige.

Ich hatte immer gedacht, sich mit neunundzwanzig ein Haus zu kaufen, ein solides Vier-Zimmer-Familienheim, wäre sehr erwachsen und würde mich immens erden. Wie hätte ich wissen sollen, dass ich, als ich den Garten umgraben ließ, genau das verlieren würde, was mich hätte erden können?

Ich schaue hinüber zu Ihrem Haus. Ihr Jeep ist nicht da, nirgends brennt Licht. Um die anderen Häuser mache ich mir keine Sorgen. Die kümmern mich nicht. Ich ziehe einen Trainings-

anzug an und gehe barfuß nach unten. Auf Zehenspitzen renne ich über die kalten Pflastersteine meiner Einfahrt und direkt zu dem Gras, das den Weg säumt. Erst mal untersuche ich das Gras auf Hundekacke. Und auf Schnecken, mit oder ohne Haus. Dann kremple ich die Jogginghose hoch und erlaube meinen Füßen, das nasse Gras zu betreten. Es ist kalt, aber weich. Ich kichere leise in mich hinein, wandere gemächlich hin und her und behalte dabei die mitternächtliche Straße im Blick.

Zum ersten Mal, seit ich hier wohne, habe ich ein schlechtes Gewissen, das ich meinen Garten zugepflastert habe. Ich schaue mir die Häuser ringsum an und sehe, wie dunkel und grau meines im Vergleich zu ihrer Buntheit wirkt. Nicht dass es im Januar sonderlich viel Farbe gibt, aber wenigstens durchbrechen die Büsche, die Bäume und das Gras das triste Grau der Betonwege, das Braun und Grau meiner Pflastersteine.

Ich weiß nicht recht, ob das Barfußgehen auf dem Gras irgendetwas anderes begünstigt als eine Lungenentzündung, aber wenigstens hat die kühle Luft meinen heißen, überdrehten Kopf etwas beruhigt und ein bisschen Platz darin geschaffen. Was ungewöhnlich ist für mich. Nicht das mitternächtliche Spazierengehen auf dem Gras, sondern die mangelnde Kontrolle. Natürlich hatte ich stressige Tage bei der Arbeit, an denen ich mich immer wieder neu sammeln musste, aber das jetzt ist anders. Ich fühle mich anders. Ich denke zu viel und konzentriere mich auf Bereiche, die bisher kein Nachdenken erfordert haben.

Wenn ich etwas suche, finde ich es am ehesten, wenn ich es laut ausspreche, denn ich kann das Gesuchte nur sehen, wenn ich es mir genau vergegenwärtige. Zum Beispiel sage ich entweder in Gedanken oder auch laut: »Schlüssel, Schlüssel, Schlüssel«, wenn ich in meiner überdimensionalen Handtasche nach meinem Schlüsselbund suche. Das Gleiche im Haus: Ich wandere von einem Zimmer ins andere und murmle: »Roter Lippenstift, Kuli, Telefonrechnung« – oder wonach ich sonst eben suche. Mit dieser Methode finde ich das Gesuchte wirklich schneller.

Ich kenne den Grund dafür nicht, aber ich weiß, dass es stimmt und dass Deepak Chopra es sicher viel eleganter, sachkundiger und philosophischer erklären könnte. Ich habe einfach das Gefühl, dass ich erst, wenn ich mir sage, wonach ich suche, wirklich weiß, was ich finden muss. Sobald der Befehl erteilt wird, reagieren Körper und Geist pflichtbewusst.

Manchmal springt mir das, was ich suche, auch ins Auge, aber ich sehe es trotzdem nicht. Das passiert mir leider oft. Gerade heute Morgen, als ich in der Garderobe nach meinem Mantel gesucht habe. Er hing direkt vor meiner Nase, aber weil ich nicht gesagt habe: »Schwarzer Mantel mit den Lederärmeln«, ist er mir nicht erschienen. Ohne Sinn und Verstand hab ich vor mich hin gesucht, die Augen über alle möglichen Kleidungsstücke schweifen lassen und nichts gefunden.

Wenn ich es recht bedenke, wende ich diese Art zu denken auch in größerem Rahmen an, nämlich auf mein Leben. Ich sage mir deutlich, was ich will, wonach ich suche, ich stelle es mir bildlich vor, damit es leichter zu finden ist, und dann finde ich es auch. Das funktioniert bei mir nun schon mein Leben lang.

Und jetzt befinde ich mich an einem Ort, an dem mir alles, was ich mir vorgestellt und wofür ich hart gearbeitet habe, weggenommen worden ist und nicht mehr mir gehört. Als Erstes versuche ich, es mir zurückzuholen, es mir wieder anzueignen, sofort, auf der Stelle, und wenn das nicht möglich ist – was häufig, wenn nicht sogar meistens der Fall ist, da ich Realistin bin und kein Voodoo praktiziere –, muss ich etwas anderes finden, mir etwas anderes vornehmen. Offensichtlich rede ich hier von meinem Job. Ich weiß, dass ich irgendwann wieder arbeiten werde, aber ich hänge in einer Warteschleife, ich stecke fest, und ich kann nichts dagegen machen.

Ich bin freigestellt, befinde mich in einem sogenannten »*Gardening Leave*«. Das hat zum Glück nichts mit Gärtnern zu tun, sonst hätte ich ein echt langes Jahr vor mir, um mich damit zu beschäftigen, die Ritzen zwischen den Pflastersteinen

meines Gartens abzuspritzen und vom Unkraut zu befreien. Beim *Gardening Leave* muss ein Angestellter, der gekündigt hat oder gekündigt wurde, während der Kündigungsfrist der Arbeit fernbleiben, steht aber weiterhin auf der Gehaltsliste. Die Methode wird häufig eingesetzt, um zu verhindern, dass ein Arbeitnehmer aktuelle oder womöglich sensible Informationen nutzt, wenn er die Firma verlässt – vor allem dann, wenn er vorhat, zu einem Konkurrenzunternehmen zu wechseln. Ich habe bereits erwähnt, dass ich so etwas nicht beabsichtigte, aber Larry war überzeugt, dass ich zu einer Konkurrenzfirma gehen würde, die ich zu überreden versucht hatte, uns aufzukaufen. Er hatte recht. Ich hätte tatsächlich mit diesen Leuten zusammengearbeitet. Am Tag nachdem ich gefeuert worden war, haben sie mir eine Stelle angeboten. Doch als ich von der Freistellung erzählte, meinten sie, so lange könnten sie nicht warten – zwölf Monate *Gardening Leave!* –, und suchten sich jemand anderes. Die Länge meiner Freistellung hat nicht nur andere Arbeitgeber abgeschreckt, ich habe absolut nichts zu tun, während ich warte. Es fühlt sich an wie eine Gefängnisstrafe. Zwölf Monate freigestellt. Das *ist* eine Gefängnisstrafe! Ich fühle mich, als würde ich auf einem Regal liegen und Staub ansammeln, während sich die Welt ohne mich weiterdreht, und ich kann nichts tun, um sie aufzuhalten oder mich wieder einzubringen. Aber ich möchte nicht im Kopf Moos ansetzen, ich werde meine Gedanken regelmäßig hochdruckreinigen müssen, um sie frisch zu halten.

Nasse Grashalme kleben an meinen Füßen und arbeiten sich hoch bis zu den Knöcheln, während ich auf dem kleinen Wiesenstück entlangtrotte. Was passiert, wenn ich ein ganzes Jahr in der Warteschleife hänge und nichts dagegen unternehmen kann? Was soll ich tun?

Ich tapse durchs Gras, auf und ab, meine Füße werden allmählich kalt, aber in meinem Kopf summt und brummt eine neue Idee. Ein neues Projekt. Ein Ziel. Eine Aufgabe. Etwas zu tun. Ich werde den Boden unter meinen Füßen aufreißen, ich

werde das Unterste zuoberst kehren, und das wird nicht schwer sein, denn mein Leben steht ja schon komplett kopf.

Ich werde der Nachbarschaft ein Geschenk machen. Ich werde den Garten zurückholen.